

29]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

25.

Schon seit zwei Tagen hatte er vergebens auf sie gewartet. Mit ohnmächtiger Verzweiflung erkannte er, wie rasch ihre große Leidenschaft dahingeschwunden war. Von innerer Unruhe getrieben, war er unablässig zwischen dem Pächthofe und der Hütte der Cognose hin und her gewandert. Und nun war sie plötzlich wie eine Vision an ihm vorübergezogen! Seine Germaine! Der teure Leib, der sein Eigen! Da zog sie hin, fast Mund an Mund mit einem anderen Manne! Sie!

Betäubt, verwirrt, war er aufgesprungen, alles um sich herum im Kreise sich drehend fühlend, kaum wissend, ob er lebe, ob diese plötzliche Erscheinung nicht teuflischer Spuk gewesen, ob er hätte still bleiben oder dreinhauen sollen. Dann aber stand die Wirklichkeit mit unerbittlicher, vernichtender, niederschmetternder Klarheit vor ihm. Germaine betrog ihn mit diesem Menschen: der davonrollende Wagen barg ihre Zärtlichkeiten; vielleicht gar bebtet noch ihr Leib unter den Schauern seiner Küsse!

Und er, der Tölpel, der sie Tag und Nacht erwartete! In grell aufblühender Erinnerung sah er sich wieder mit ihr in der kleinen Hütte im Walde; die langen, glücklichen Stunden, die sie anfangs miteinander verlebte, dann die mählich immer kürzer werdenden Zusammenkünfte, zu denen sie gelangweilt, gähnend, verdrossen kam, während er hingegen sie eine Ewigkeit lang hätte herzen und küssen mögen.

Wut und Schmerz verzerrten seine Züge zu einer wilden Frage. In seinem Hirn dröhnte es wie von zudenden, wilden Hammerschlägen. Seine breiten Zähne gruben sich in die Lippen ein, daß das Blut hervorquoll. Er sprang und zappelte auf dem Wege wie ein Besessener. Das Rassel des Wagens verlor sich, war nur mehr wie ein verworrenes Geräusch in den Fernen. Doch seiner Kniekehlen wunderbare Gelenkigkeit verlieh ihm die Elastizität eines der Beute nachsehenden Raubtieres. Rote Wellen jagten durch seine Adern: sie sehen, sie durch den Straßenstaub schleifen, die Häuse in ihre Haare eingekrallt! Auf unbeirrbarem Pfade trieb er einer Gewalttat zu, wie das Regenwasser in die Zisterne, wie alle Kreatur dem Tode entgegentreibt.

Plötzlich schien der dunkle Punkt, als der das Gefährte in den Tiefen der Nacht erschienen war, stille zu halten. Aus dem abendlichen Gehölze stieg die geräuschvolle Heiterkeit glücklicher Menschen auf und verlor sich in Abschiedsrufen. Der Wagen war stehengeblieben; seine feinhörigen Ohren, in denen ein dumpfes Brausen war, vermeintet heiße, zärtliche Worte zu unterscheiden, wie Germaine sie einst für ihn in frohen Stunden gehabt hatte. Dann setzte sich der Wagen wieder in Bewegung und verlor sich in den Fernen der Chaussee; aber in das schwindende Rollen der Räder mengte sich jetzt der rhythmische Galopp von Pferdehufen.

Das Getrappel kam näher. Als bald tauchte aus der schwarzen Nacht eine hohe Gestalt mit einem Feuerpünktchen auf — einer glühenden Zigarre.

Mit einem Satz fiel Cachaprés dem Pferd in die Zügel. „Fort mit Dir,“ schrie Hubert Hayot, seine Reitpeitsche schwingend.

Soch auf bäumte sich das Pferd, Maul und Gebiß gequetscht von dem eisernen Griffe der Hand, die sich an das Gestänge klammerte. Festig mit dem Kopfe stoßend, machte es verzweifelte Versuche, sich zu befreien, wobei es in die Richtung des Gebüsches zurückwich. Cachaprés folgte seinen Bewegungen, ohne ihnen Widerstand entgegenzusetzen, seine ganze Aufmerksamkeit nur dem bleichen Antlitze zugewandt, das oberhalb seines Hauptes schwebte. Mit gestrafften Halsmuskeln, geweiteten, ans nächtliche Dunkel gewohnten Pupillen betrachtete er es mit einer schauerlichen Ruhe, während eine schwache Erinnerung in seinem Gedächtnis aufzudämmern begann.

Mit einem Male dröhnte auf seinem Schädel ein furchtbarer Schlag mit dem Peitschenknopfe; ein zweiter Hieb brannte in seinen Augen wie glühende Kohle, einen dritten, der ihm die Nase gespalten hätte, konnte er noch rechtzeitig

parieren. Das Blut stürzte ihm aus Ohren, Mund und Stirn und lief ihm durch die Zähne in die Kehle. Im Steigbügel aufgerichtet, ließ der Pächter mörderische Giehe mit der Reitpeitsche auf ihn niedersausen. Mit einem plötzlichen Aufseiner geschmeidigen Hüften schwang sich Cachaprés aufs Pferd und umklammerte seinen Nacken.

Hubert krallte sich in die Mähne des Hengstes ein, der röchelnd, mit zerfetzten Rüstern, sich im Kreise drehte und zusammenbrach.

Hubert brüllte:

„Kanaille! Loslassen oder . . .“

Er konnte nicht zu Ende sprechen; eine Hand, stark genug, um Felsblöcke zu erschüttern, zermalmte ihm das Kinn, während eine knurrende Stimme zischte:

„Halt' das Maul!“

Nun hatte sich Cachaprés an seine Hüften gehängt und schüttelte ihn so wütend, wie ein Holzfäller einen Baum, den er vor dem Entwurzeln durch Stöße zu lockern sucht. Dann packte er ihn, einer plötzlichen Eingebung gehorchend, beim Kragen und zog ihn mit seinem ganzen Körpergewichte hinab. Gemeinsam kollerten sie in den Staub. Von Sekunde zu Sekunde wuchs der Druck der fürchterlichen, tief ins Fleisch eindringenden Finger; und Hubert, ein Röcheln in der Kehle und den Tod vor den Augen, fühlte, wie er langsam erstickte.

Da entrang sich ihm in äußerster Bedrängnis ein flehentliches, heiser-trätschendes Laut. Durch diesen in höchster Todesnot hervorgestoßenen Schrei ein wenig zur Besinnung gebracht, lockerte Cachaprés mechanisch die Finger. Dann hob er sich langsam auf den Knien empor, und sein wutverzerrtes Antlitz über das zerfleischte Gesicht des am Boden Liegenden beugend, war er bemüht, die Züge des von ihm halb erdrosselten Menschen in sich aufzunehmen und seine Erinnerung zu Hilfe zu rufen.

Endlich sagte er:

„Jetzt erkenne ich Dich. Du bist der Sohn des Pächters Hayot.“

Neuerlich ward es still, nur ihr pfeifender Atem kuschte durch die friedliche Nacht. Dann aber stieg plötzlich ein zischendes Nechzen aus Cachaprés' Brust wie aus einer Esse empor, und auf seinen Rippen brannte eine Frage, die er mit aller Gewalt zurückdrängte, als hinge daran sein Leben. Aber mit einem Male plakte er dennoch los:

„Du bist ihr Geliebter, nicht wahr?“

Huberts Augen weiteten sich: er begriff nicht.

„Von wem?“ röchelte er.

Wie Eisenklöbe fielen die furchtbaren Hände wieder auf seine Schultern nieder:

„Von dem großen, braunen Mädcl.“

In größtem Stauern zogen sich seine Brauen hoch; er schwieg, doch begann in seinen verworrenen Gedanken eine schwache Ahnung aufzudämmern, daß Germaine der Ursache dieses Ueberalles am Ende nicht ganz fernstehe.

Ungeduldig wiederholte der andere:

„Also sag . . . aber ohne zu lügen . . . bist Du's oder bist Du's nicht?“

Und wieder bohrten sich die Finger in die Nervenstränge seines Nackens ein.

„Laß' mich los,“ stöhnte Hubert

„Sag, bist Du's?“

Ein schwaches „Nein“ wurde geflüstert.

„So schwöre!“ befahl Cachaprés.

„Also ja, ich schwöre.“

„Beim lieben Gott.“

„Ja!“

„Beim Leben Deines Vaters!“

„Beim Leben meines Vater.“

„Bei Deiner Mutter?“

„Bei meiner Mutter.“

„Nun, wenn dem so ist, dann steh' auf!“

Langsam richtete sich Hubert, zuerst auf dem einen, dann auf dem anderen Knie empor, an allen Gliedern wie zerbrochen, das Genick wie zerbrochen; seine Bewegungen verrieten eine Art linkischer Scham, die er hinter einer geheuchelten Gleichgültigkeit nur schlecht verbar. Hätte er jetzt ein Messer, eine Heugabel oder was immer für eine

Waffe bei der Hand gefaßt, er würde diesen Spitzbuben, der ihn so schände erniedrigt hatte, wie einen Verräter niedergemacht haben. Er bückte sich, um seinen Hut aufzuheben, vermied aber sein Gesicht zu zeigen.

Cachaprés dagegen war plötzlich wieder ganz vergnügt geworden und zur Großmut geneigt. Was er empfand, war mehr als gewöhnliche Freude: Germaine hatte keinen anderen Liebsten als ihn; hatte ihm doch dieses Pfaffen Gesicht beim Leben seiner Eltern geschworen, daß sie ihm nicht angehört habe.

Nun ward ihm auch seine Gewalttätigkeit leid.

„Vielleicht bin ich doch ein bißchen zu scharf vorgegangen,“ dachte er bei sich.

„Aleinlaut wandte er sich um und suchte den jungen Sapot, um eine Ausöhnung zu versuchen.“

Der aber war verschwunden.

Ein paar Augenblicke blieb der Burische sehr nachdenklich stehen. Schließlich war es doch nur seine Schuld, die Schuld jenes bleichen Laffen; hätte er sich darauf beschränkt, rubig neben dem Wagen zu reiten, so wäre ihm nichts geschehen. Und er bewegte ungeduldig die Schultern, wie um einen unangenehmen Gedanken abzuschütteln; aber immer mehr und neue Sorgen umgarrten ihn. Was würde nun daraus werden? Das Junkerlein würde bestimmt versuchen, sich zu rächen und die Geschichte von seinem Verhältnis zu Germaine überall ausposaunen. Dann wären sie beide verloren.

Er begann zu laufen.

Er war zu allem bereit: er würde ihm eine Komödie vorspielen, um ihm zu beweisen, daß er die Tat in einem Anfall von Geistesgestörttheit ausgeführt hatte, würde ihn beschwören und sich zu den demütigendsten Widerrufen herabwürdigen. Als er einen Moment stille stand und tief Atem holte, hörte er von weitem den Galopp eines Pferdes.

Gubert hatte das Tier am Rande eines Gebüsches grasend gefunden; flink war er aufgesprungen, um schleunigst heimzukommen und die Geschichte des Ueberfalles, dessen Opfer er gewesen, an die große Glocke zu hängen.

26.

Am nächsten Morgen wanderte die „Kleine“, das Viehkind der Ducz, nach dem Nachthofe.

Cachaprés hatte sie mit heimlicher Botchaft an Germaine gefandt, und sie war durch Dornen und Gestrüpp gelaufen, um schneller ans Ziel zu gelangen. Auf ihrem Nacken perlten einzelne Schweißtröpfchen. Scheue, lauernde Blicke um sich werfend, stahl sie sich in den Hof, wie eine Ratte über das Steinpflaster hüschend. Ein Mann war eben mit dem Schleifen einer Sichel beschäftigt, da verbara sie sich in der Nähe der Stallungen hinter einem hohen Hausen Grünfutter und wartete zusammengekauert, bis er sich entfernte. Hierauf sah sie ein langes, rothaariges Frauenzimmer daherkommen, an dessen Armen zwei Wildcheimer herabbaumelten; so lange sie konnte, verfolgte sie ihre in der Ferne verschwundene Gestalt mit den Augen. Dann machte sie sich wieder daran, in alle Fenster und Lüden hineinzuspähen, ohne sich von der Stelle zu rühren, da sie von dem Wilderer zur größten Vorsicht ermahnt worden war.

Vor Begierde brennend, endlich einmal jene Germaine zu sehen, straffte sich ihr Hals auf den mageren Schultern; aber die Beschreibung, die er von ihr entworfen hatte, paßte auf keine der über den Hof schreitenden Gestalten. Und unbeweglich, wie ein zusammengebackter Vogel an die Wand gekauert, lag sie eine volle Stunde auf der Lauer. Endlich sah sie ein hochgewachsenes, dunkelhaariges Mädchen aus dem Hause treten das mußte sie sein! Schnell verließ sie ihr Versteck.

Als Germaine das Trippeln nackter Sohlen auf dem Pflaster hörte, wandte sie sich um und gewahrte das magere Dirnchen vor sich, das, sie unverwandt anstarrend, an einem Zipfel seines Halstuches kante.

(Fortsetzung folgt.)

Das farbensehen im Luftballon.

Bei Ballonfahrten zu wissenschaftlichen Zwecken denkt man unwillkürlich an die Erforschung der meteorologischen Verhältnisse unserer Luftkugel; die Eroberung der Atmosphäre hat sich ja nicht nur in dem Sinne vollzogen, daß der Mensch gelernt hat, sich in die Lüfte zu erheben und planmäßig und nach Belieben den Flug in der Luft zu lenken, und die Luftschiffahrt dem Verkehr dienlich zu machen, sondern in eben so hohem Maße war es wichtig, die meteorologischen Verhältnisse in der Atmosphäre selbst

zu erforschen, teilsweise durch Aufstiege im bemannten Ballon, teilsweise durch weit höher steigende selbstregistrierende Ballons und Drachenaufsteiger. Aber der wissenschaftliche Zweck von Ballonfahrten ist damit keineswegs erschöpft; man kann auch in die Luft aufsteigen, um ganz andere Dinge zu erforschen und zu prüfen. Bekannt ist ja, daß Drachenaufstiege der Erforschung der elektrischen Verhältnisse gedient haben, und daß Benjamin Franklin's Versuche mit in die Höhe steigenden Drachen den Anlaß zu der gegenwärtigen physikalischen Erfindung der Blitzableiter gaben. Vor einiger Zeit unternahm zwei Breslauer Physiker, L u m m e r und F r i n g s h e i m, eine Ballonfahrt, um Dinge zu beobachten, die mit den meteorologischen Verhältnissen der Atmosphäre nicht das geringste zu tun haben, es handelte sich vielmehr um die Prüfung bestimmter Eigenschaften unseres Auges beim Sehen.

Unser Auge ist ja ein außerordentlich feiner und komplizierter und in manchen Einzelheiten wohl auch heute noch nicht mit völliger Sicherheit erforschter Apparat. Speziell hat das Problem der Farbenblindheit lange Zeit den Forschern sehr viele Mätzkel aufgegeben. Nach den neuesten Anschauungen beruht die sogenannte totale Farbenblindheit auf dem Mangel gewisser nervöser Organe, die in einem normalen farbenrichtigen Auge vorhanden sind. Den Hintergrund des Auges bildet die gleichsam zu einer Haut ausgebreitete Endigung des Sehnerven, die sogenannte Netzhaut, und zwar sind die eigentlichen lichtempfindlichen nervösen Endorgane Körperchen von eigentümlichem Bau. Man unterscheidet nach dem inneren Bau dieser nervösen Organe zwei Arten, die man als Zapfen und Stäbchen bezeichnet. In dem Auge von total Farbenblinden aber hat man keine Zapfen, sondern nur Stäbchen gefunden. Danach muß man annehmen, daß die Zapfen es sind, die uns die Farbensülle vermitteln, daß die Stäbchen dagegen bei der Reizung durch Licht nicht in Stande sind, die Unterschiede in der Zahl der auftretenden Vibrationen, die uns als Farben zum Bewußtsein kommen, in irgendeiner Weise zu empfinden; sie sprechen eben nur auf Helligkeit oder Dunkelheit an, sie empfinden je nach der Stärke der Reizung eine schwächere oder stärkere Helligkeit, die Welt der Farben aber bleibt für sie ein unbekanntes und unbegreifliches Gebiet. Auch die Empfindlichkeit für Helligkeiten ist für die Farbenblinden etwas anders als für die normalen farbenrichtigen Augen; speziell nach dem roten Ende des Spektrums fällt die Empfindlichkeit der Stäbchen sehr schnell ab, so daß rot den Stäbchen schwarz erscheinen muß. Dementsprechend bezeichnen die Farbenblinden auch alle roten Tinten als schwarz.

Haben nun die Stäbchen in dem normalen Auge keine Funktion, sind sie hier überflüssige Organe? Fast scheint es so, um so mehr als eine bestimmte Stelle in unserer Netzhaut ganz frei von Stäbchen und nur mit Zapfen besetzt ist, und zwar diejenige Stelle, die wir vornehmlich benutzen, wenn wir etwas deutlich sehen wollen. Ist das Auge auf einen Gegenstand gerichtet, so fällt sein Bild auf die Netzhaut, und in unserm Bewußtsein kommt dann die Empfindung des Sehens dieses Gegenstandes zustande. Aber wir wissen sehr wohl, daß wir nicht alle vor uns befindlichen Gegenstände zugleich gleich deutlich sehen, sondern denjenigen sehen wir am deutlichsten, auf den wir das Auge besonders richten, den wir fixieren oder wie wir uns ausdrücken, den wir ins Auge fassen. Bei diesem Fixieren eines Gegenstandes fällt sein Bild auf eine bestimmte Stelle in der Netzhaut, die sogenannte Netzhautgrube (fovea centralis), die auch als Stelle des deutlichsten Sehens bezeichnet wird. Die Wilder der in der Nähe befindlichen Gegenstände fallen außerhalb dieser zentralen Stelle auf die Netzhaut und werden daher nicht so deutlich wahrgenommen, sie werden nicht direkt mit dem Bild erfaßt, sondern nur, wie man sich ausdrückt, indirekt gesehen. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man zwei dünne Stäbe oder Nadeln in einiger Entfernung hintereinander vor das Gesicht hält. Je nachdem man den einen oder den andern ins Auge faßt, erblickt man diesen deutlich, während der nicht ins Auge gefaßte, dessen Bilder in den beiden Augen nicht auf die Netzhautgrube fallen, undeutlicher und doppelt gesehen wird. Und gerade die Netzhautgrube ist völlig frei von Stäbchen, sie ist nur mit Zapfen besetzt; die Stäbchen treten erst außerhalb der fovea auf und nehmen nach der Peripherie hin an Zahl zu.

Bei angestrengtem Sehen treten also sicherlich nur Zapfen in Tätigkeit und es liegt nahe anzunehmen, daß die Stäbchen vollkommen überflüssige Organe sind. Das würde man aber wohl nur annehmen können, wenn man meint, daß das farbenrichtige Auge sich im Laufe der Zeit aus einem farbenblinden entwickelt hat; daß das Farbenscheidungsvermögen eine späte Ererbung des Menschengeschlechtes ist, während in den frühesten Perioden die Menschen Stäbchenseher, also farbenblind waren. Dann wäre es verständlich, daß ab und zu ein Rückschlag eintrete, so daß ein Auge nur Stäbchen hätte, und in dem normalen Auge würden die Stäbchen rudimentäre Organe darstellen, Ueberbleibsel einer früheren Entwicklungsperiode, wie z. B. der Blinddarm eines ist. Aber für eine solche Annahme sprechen bisher doch nur mehr oder minder haltlose Vermutungen, es fehlt jeder bestimmte Beweis dafür, daß der Farbensinn den Menschen früherer Perioden gefehlt habe. Dann aber wäre es doch sehr unwahrscheinlich, daß die Stäbchen in unserm Auge nicht irgendeine Funktion ausüben.

Es hat sich nun gezeigt, daß in der Tat im allgemeinen die Stäbchen unseres Auges in Ruhe sind, daß wir nur mit den

Zapfen sehen. Aber das Licht muß wie jeder Reiz eine bestimmte Intensität haben, um den empfindenden Nerven zum Bewußtsein zu kommen, ist der Reiz zu gering, so tritt er nicht über die Schwelle, wie man sich ausdrückt, und wir bleiben empfindungslos. Diese Reizschwelle ist nun für die Zapfen erheblich höher als für die Stäbchen. Benutzen wir also die Zapfen für gewöhnlich, da wir das Auge ja meist nur in der Helligkeit des Tages brauchen, so treten die Stäbchen in Funktion, wenn das Licht zu schwach geworden ist, um die Zapfen noch zu reizen, wenn für diese also schon völlige Nacht eingetreten ist. Dieses Sehen mit dem Stäbchen bei Dunkelheit ist sehr verschieden von unserm gewöhnlichen Sehen. Zunächst verschwinden alle Farbenunterschiede, die die Stäbchen ja nicht zu erkennen vermögen, „bei Nacht sind alle Raben grau“, wie der Volksmund sagt. Aber noch eine besondere Eigentümlichkeit tritt ein: Wir sehen mit den Stäbchen ja nicht direkt, weil in der Netzhautgrube die Stäbchen fehlen, sondern alles nur indirekt. Wollen wir also den weißlich-grauen Lichtschimmer, in den unsere Stäbchen uns einen Gegenstand zeigen, ins Auge fassen, ihn fixieren, so verschwindet er, um sofort wieder aufzutreten, sobald wir das Auge schwenken lassen, so daß wir ihn mit den äußeren Teilen der Netzhaut, also indirekt erblicken. Dadurch erhält das Sehen mit den Stäbchen etwas Unbestimmt Fuschendes, geradezu Gespensterhaftes, und gar manche Erzählung von Gespenstererscheinungen, die von durchaus wahrheitsliebenden Leuten herrühren, mag auf solchem indirekten Stäbchensehen bei Nacht beruhen. Gar mancher der Leser hat vielleicht selbst in einer schlaflosen Nacht schwache Lichtpunkte bemerkt, die bei direktem Draufhinsehen wieder verschwand, und sich diese Erscheinung nicht zu erklären vermocht. Manchmal wird es auch einfallen, wie in stockdunkler Nacht allmählich eine gewisse Helligkeit eintritt, weil das Auge, wie man zu sagen pflegt, sich an die Dunkelheit gewöhnt; die Stäbchen erwachen aus ihrem Schlummer und treten in Funktion, so daß die schwachen Lichtreize, von denen die Zapfen nicht mehr erregt werden, uns nunmehr noch eine gewisse Helligkeitsempfindung vermitteln.

Lummer kam aus mancherlei Gründen zu der Vermutung, daß auch im Vollmondschein unsere Augen „Stäbchenseher“ sind, wie die Augen der total Farbenblinden bei Tage. Die Prüfung hierfür konnte nicht im Lichtermeer der Großstadt erfolgen, wo beständig eine solche Lichtfülle auf das Auge eindringt, daß auch bei Nacht die Zapfen in Tätigkeit und die Stäbchen in Ruhe bleiben. Nur fern von dieser Lichtfülle kann man erwarten, daß die Stäbchen sich der Dunkelheit anpassen und zur höchsten Leistungsfähigkeit steigern. Deshalb unternahm Lummer und Bringsheim in einer schönen Juninacht, in der der Vollmond am Himmel glänzte, eine Fahrt mit dem Luftballon. Bis spät am Abend beherrschten wegen der lange anhaltenden starken Dämmerung die Zapfen das Feld. Nach Mitternacht aber stellten sie ihren Dienst ein, und die Stäbchen traten in Aktion. Um Objekte mit lebhaften Farben in großer Nähe beobachten zu können, hatten die Forscher am Ballontorb flatternde Papierfahnen aus roten, gelben, grünen und blauen Streifen befestigt. Trotzdem diese vom Vollmondlicht, freilich etwas verschleiert, voll getroffen wurden, war nach Mitternacht von den Farben nichts mehr zu bemerken. Rot erschien tief sammet-schwarz, während die gelben Farben grau und die blauen weißlich leuchteten. Lummer schildert den Eindruck, den er mit seinem Gefährten in der stillen Einsamkeit der Nacht, in der sie stundenlang etwa 80 Meter über dem Erdboden im Luftmeer dahinglitten, mit folgenden Worten: „Wäiden wir in die Landschaft hinab, so erschien diese wie mit einem weißlichen Schleier überzogen. Düstter und geheimnisvoll gähnte öde Leere uns entgegen und alles war „grau in grau“ gemalt, unterbrochen von schwarzen Schatten und helleren stäbchenweißen Stellen. In bezug auf die Schätzung des „Höher und Tiefer“ im welligen Terrain, in bezug auf die Erkennung von Einzelheiten unserm Ballon scheinbar sich nähernder Hindernisse und in bezug auf die Perspektive waren wir vielen Täuschungen unterworfen. Wir waren auf der fovea total blind und wurden von den beim „Gespenstersehen“ auftretenden Erscheinungen geneckt. Nur der Vollmond bot bei direkter Betrachtung das gewohnte Bild, und auf seiner runden Scheibe ließen wir gern unser Auge ausruhen von der ungewohnten Anstrengung bei dem Stäbchensehen. Bei indirekter Beobachtung nahm die Randscheibe zu an stäbchenweißem Glanze und ab an Erkennbarkeit der Einzelheiten. Nicht ohne Freude und Wohlbehagen begrüßten wir die anbrechende Tagesdämmerung und das Erwachen der Zapfen, welche die Landschaft in die gewohnten Farben tauchen.“

Die Vermutungen Lummers über das Stäbchensehen bei Vollmondschein wurden also durch diese Fahrt vollaus bestätigt. Steht bei klarer Winternacht der Mond nicht am Himmel, so werden um so mehr die Stäbchen das Sehen vermitteln, und auch hierüber angestellte Beobachtungen führten Lummer zu der Erkenntnis, daß für die Zapfen nur die helleren Sterne sichtbar sind, die wenig zahlreich am dunklen Nachthimmel erscheinen, während durch die Mitwirkung der Stäbchen Tausende von schwächeren Sternen sichtbar werden, die mit eigentümlich „silbernem“ Glanze dem Nachthimmel einen so überaus reizvollen Anblick verleihen. Die einzelnen schwachen Sterne verschwinden, sobald man sie ins Auge faßt, aber wer naiv und unbefangenen zum Sternenhimmel aufblickt, merkt hieron nichts, sondern läßt das Auge schweifen und stellt es unbewußt so, daß möglichst viel Licht auf

die lichthungrigen Stäbchen fällt. Der Großstädter wird allerdings diesen reizvollen Anblick des Himmels nie haben, nicht etwa deswegen, weil sich über der Großstadt ein anderer Himmel wölbt, sondern weil die Fülle des künstlichen Lichts die Zapfen nicht zur Ruhe kommen läßt, die Stäbchen im Schlummer hält und so die prachtvolle Wirkung des natürlichen Himmels stört. Aber abgesehen vom Getriebe der Weltstadt, in stiller Einsamkeit kann auch der Städter den durch das Stäbchensehen hervorgerufenen wunderbaren Anblick des Himmels genießen.

Dr. A. Borchardt.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

2]

Von Heinrich Hölzl.

So zog ich nun als Handwerksbursche wie einst vor zehn Jahren die Landstraße entlang. Alte Erinnerungen wurden wieder lebendig aus jener Zeit, da ich zu Fuß den Thüringer Wald, die Rhön und den Harz durchstreifte. Freilich, die Gegend war eine andere. Statt und eben dehnte sie sich nach allen Seiten aus. Kein Berg, kein Hügel, so weit das Auge reichte. Obst- und Weidenbäume und dazwischen die Telegraphenmasten bezeichneten die Richtung, in der die Straße sich dahinzog und in der Ferne verlief. Und links und rechts Felder von weiter Ausdehnung. Nach fast dreistündiger Wanderung kam ich in Dr. an und fragte mich nach der Gutsverwaltung durch. Dort brachte ich mein Anliegen nach Arbeit vor. Man verwies mich an den Oberinspektor und zeigte mir das Haus, in dem er wohnte. Er schaute gerade zum Fenster heraus und sah ganz und gar nicht so aus, wie sonst die Inspektoren aussehen. Als er merkte, daß ich auf ihn zugeht, rief er, was ich wollte.

„Um Arbeit möcht ich bitten.“

„Ich brauche niemanden. Habe massenhaft Leute.“

„Na, da muß ich eben weiter gehen. Wie weit ist es denn bitte nach dem nächsten Gute?“

„Zwanzig Minuten.“

Ich dankte ihm für die Auskunft und hat um einen Trunk Wasser; denn die Sonne brannte heiß den ganzen Nachmittag. Aber der Herr Inspektor meinte:

„Lassen Sie sich nur im nächsten Gute Wasser geben, so weit kommen Sie noch.“

Ich dankte ihm nochmals, diesmal im ironischen Tone und setzte meinen Weg fort. Die zwanzig Minuten waren vergangen, und ich war eifrig auf den Weinen gewesen. Aber ein Gut war nicht zu sehen. Endlos fast dehnten sich die Felder auf beiden Seiten. Die Vögel waren verstummt, und in der Ferne, von Westen her grölle ein Gewitter. Eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Gegend. Möglich, daß der Uebergang etwas zu plötzlich war; am Morgen noch mitten in dem tosenden und brüllenden Berlin und nun allein auf der weiten Flur und kein Mensch noch Tier weit und breit zu sehen. Nur die Telegraphenmasten summt leise.

Nach reichlich einstündigem Marsche kam ich in M., dem nächsten Gute, an. Es war aber auch höchste Zeit. Schon bligte es in allernächster Nähe, und große Tropfen plagten herab. Im Laufschritt erreichte ich das Gut, noch ehe das Wetter losging und ging auf die nächste Stalltüre zu. Der Dönselröter war gerade beim ausmisten. Er musterte mich und meinte dann: „Nu, wärs toll bald tüchtig nah geworden?“ und lachte gutwütig dazu.

Ich erzählte ihm, daß ich Arbeit suche und fragte, ob ich während des Regens mich unterstellen könne. „Ja, dat kannst Du.“

Nun fing er an zu fragen, woher ich käme und warum ich von Dresden weg wäre usw. Dann wurde er mitteilhaft. Er sei erst seit dem 1. April hier, sei verheiratet und habe wöchentlich 15 Mark Lohn, freie Wohnung, und bekomme am Jahresabschluss einen Nachschuß von 80 Mark und im Herbst 72 Zentner Kartoffeln. Dafür habe er auch tüchtig mit seinen Dönsen zu schaffen. Morgens um 2½ Uhr müsse er an die Arbeit, damit die Dönsen satt seien, wenn sie um 5 Uhr früh austreten.

„Dann hast Du wohl nachher Ruhe?“ fragte ich.

„Ach wol! Da heißt es dann ausmisten, Futter zurechtmachen und die Dönsen, die im Stalle bleiben, pugen. Mittlerweile is's eß, und da mache ich wieder zum Austreiben fertig. Da muß ich die Dönsen, die morgens hierbleiben, rausbringen aufs Feld. Und die vormittags draußen waren, kommen wieder rein.“

„Ach so. Und wieviel Dönsen hast Du im ganzen zu versorgen?“

„42 Stück! Is 'n mächtig Stück Arbeit, dat kannst mir glauben.“

Draußen tobt das Gewitter und von den Dächern plätschert das Wasser; eine angenehme Frische dringt von draußen herein, der Duft von Heu und Stroh und die Ausdünstungen der Tiere fließen zu eigentümlichem Geruch zusammen. Ich habe mich auf einem Bund Stroh niedergelassen und sehe den Tieren zu, wie sie beglückt lausen. Und nun meldet sich auch mein Magen, der außer dem Kaffee und den Schrippen am Morgen noch nichts bekommen hatte. Draußen an der gegenüberliegenden Seite des Gutshofes liegt die Brennerei und der Motor pufft. Mechanisch zähle ich mit: eins, zwei, drei, vier, fünf — eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — eins, — eins, zwei, drei — eins.

Der Hunger wühlte immer ärger in meinen Eingeweiden und

ich suche die leeren Strohhalme nach einem etwa zurückgebliebenen Körnchen ab. In diesem Augenblicke beneidete ich die Ochsen, die an der vollen Krippe fraßen, um ihr Dasein.

Karl, der Ochsenfütterer, schien meine Blicke zu verstehen. „Hast wohl mächtig Hunger? fragte er, und noch ehe ich antworten konnte, reichte er mir ein Butterbrot mit den Worten: „Hier ist. Ich hole mir nachher anderes.“

So gut wie dieses Butterbrot hat mir schon lange keines mehr geschmeckt. Und während ich mit Wollust und Andacht das Brot verzehrte, dachte ich an den Herrn Oberinspektor in Br., der nicht einmal einen Schluck Wasser für mich übrig hatte.

Indessen hatte der Regen aufgehört, und die Sonne schaute, als wäre nichts geschehen, wieder herab, daß die nassen Dächer in ihren Strahlen glänzten. Ich sah mich draußen ein wenig um. Rechts vom Stalle aus im rechten Winkel dazu war das „Herrenhaus“, von mächtigen Eichen umgeben. Weiter im Hintergrunde die Mühle, gegenüber die Brennerei, daneben der Pferdestall, links schloß der Kuhstall und hinter ihm parallel laufend, der Speicher und die Scheune, den Hof ab, dessen Hälfte die Düngergrube einnahm. Daneben der Wagen- und Geräteschuppen. Alles war groß angelegt und ließ auf große Ländereien schließen, die zu dem Gute gehören mußten. Wie ich später erfuhr, sind es 3000 Morgen.

„Du, das dort ist der Alte. Den frage man, wenn de Arbeit willst“, sagte der Karl und zeigte nach dem Herrenhause, aus dem ein stattlicher Herr in Reitstiefeln, grüner Toppe und Hut herauskam. Er blieb auf der Freitreppe vor dem Hause stehen. Sein Blick schweifte über den geräumigen Hof.

„Was wollen Sie hier?“ herrschte er mich an, als ich näher kam. Demütig zog ich die Mütze vom Kopfe, grüßte so untertänig, als ich nur konnte, und bat um Arbeit.

„Wo haben Sie zuletzt gearbeitet?“
Ich gab ihm die verlangte Auskunft.
„Sind Sie verheiratet?“ Ich bejahte.

„So, da will ich Ihnen erst sagen, was ich meinen Leuten gebe. Verstehen Sie denn auch die Arbeiten, die in der Landwirtschaft vorkommen?“

„Gewiß, ich habe schon auf Gütern gearbeitet. Fünf Jahre lang.“
„Na also, das läßt sich hören.“ Er wurde nun mit einem Male herablassend freundlich.

„Bei mir bekommen Sie wöchentlich 15 M. baren Lohn. Dann haben Sie freie Wohnung; ein Stück Garten; dort können Sie Ihr Gemüse bauen, was Sie das Jahr über brauchen. Außerdem kriegen Sie jährlich 72 Zentner Kartoffeln und am Jahresluß 60 M. Nachschuß, wenn Sie sich ordentlich aufgeführt haben.“

„Ja, das gefällt mir alles recht gut, und ich würde gern antreten. Aber meine Frau ist in Dresden, die Miete habe ich bis 1. Oktober bezahlt und der Transport kostet auch Geld...“

„Na warum sagen Sie mir das nicht gleich?“ schnauzte er mich an, lenkte aber gleich wieder ein, als ich ihm sagte, daß ich doch bis jetzt nur auf seine Fragen antworten konnte.

„Wie kommen Sie denn eigentlich hierher?“ fragte er weiter. In Dresden sei es recht knapp mit der Arbeit, erzählte ich ihm wahrheitsgemäß, und da sei ich nach Berlin gefahren, um dort auf die Zeit des Aussehens Aushilfsarbeit zu bekommen. In Berlin jedoch sei die Arbeitslosigkeit noch ärger als in Dresden, und so hätte ich mich entschlossen, aufs Land zu gehen, um als Erntearbeiter die Zeit zu überstehen.

„Da haben wir's ja wieder,“ meinte er triumphierend, „da schimpfen die Leute in der Stadt immer auf uns Landwirte, wir könnten nie genug kriegen. Und dabei sind wir gar nicht schuld daran, daß alles so teuer wird. Daran sind vor allem die Heizer schuld, die die armen Leute aufheizen.“

Das Wort Heizer sprach er mit besonderem Nachdruck aus; er schien seinen ganzen Haß in diesem einen Wort zusammenzufassen. Ich wußte wohl, wo er hinaus wollte, blickte ihn aber trotzdem an, als verstünde ich nicht, was er meinte.

Darauf wurde er deutlicher: „Ja, das sind diese Sozialdemokraten, die die armen Leute in der Stadt aufheizen und verführen und sie dann immer die Suppe auslöffeln lassen, die sie ihnen eingebrockt haben, und die Arbeiter in der Stadt sind noch so dumm und opfern diesen Leuten ihren Groschen, damit diese Heizer gut leben können. Und uns gibt man dann die Schuld. Dabei sind wir froh, wenn wir uns durchschlagen können. Freilich, die Leute kaufen lieber alle nach der Stadt. Und in der Stadt, was haben sie in der Stadt, sagen Sie mal. Da haben die Leute wohl schöne Kleider an, die ihnen oft gar nicht gehören und nur auf Abzahlung gekauft sind. Solche Leute bringen es nie vorwärts und das sind die Unzufriedenen.“

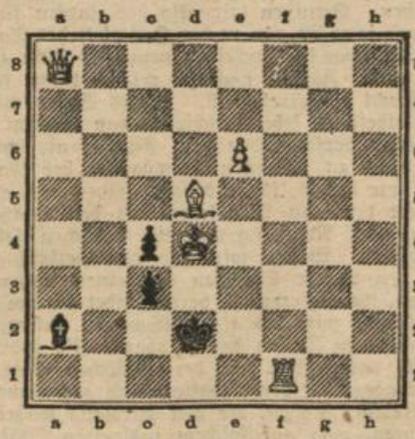
Ich hörte geduldig zu. Es hatte keinen Zweck, zu widersprechen. Belehrt hätte ich ihn ja doch nicht.

„Ja also, es tut mir leid, daß ich Sie nicht nehmen kann. Meine Leute sind alle verheiratet und für Sie extra zu kochen, das geht nicht. Meine Leute sind hier groß geworden und nun arbeiten schon wieder ihre Kinder bei mir. Aber Sie können zum Vorschein gehen. Wenn der Sie nimmt, mir ist's recht. Der hat nämlich die polnischen Leute unter Aufsicht. Ich habe 60 Leute aus Polen. Gehen Sie da mal hin nach der Schmitterlaserne.“ Dabei zeigte er mir die Richtung, in der ich nach dem Dorfe und der Schmitterlaserne gehen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.
A. Ringiers.



2+ (14-9PT 1)

Verichtigung. In unserer Schachspalte vom 23. August ist in der analytischen Notiz über die Breslauer Variante beim Zuge Nr. 22 in der Klammerglosse „(Dd3; Lg5)“ aus Versehen ein wichtiger Zwischenzug vom Verfasser vergessen worden. Man lese: (Dd3; Lb3! nebst event. Lg5). Inzwischen ist es einer gemeinschaftlichen Analyse der Herrn Fährndrich, Dr. Kaufmann, Fleißig und Mag Weiß im Wiener Schachklub gelungen, die „Breslauer“ Variante, und zwar mit dem „Breslauer“ (!) Zuge 13. Lg4! (nicht Dh4? laut Tarrasch) selbst auf 14. Sf3 wie folgt korrekt zu machen. 14. Sxfs7; 15. gx13, Dh4! (Reichmann) 16. f×g4, „Dxh2?!“ (von hier ab die Wiener) 17. Kf1, Dh3! 18. Ke2, d×e4!! 19. Dd4, Le5!! und gewinnt“. Vor dieser endlich einleuchtenden Lösung müssen auch wir kapitulieren und die nun völlig korrekte Variante endgültig den Breslauern zusprechen!

Schachliteratur. Ein neues Lehrbuch „Moderne Schachtheorie“ von J. Nieses und R. Reichmann soll demnächst erscheinen. Reichmann ist ein wortreicher Schachautor von höchster Gründlichkeit, Genauigkeit und positiver Nüchternheit. Sein Buch soll nach dem Erscheinen 14 M. kosten, ist aber jetzt bei Beit u. Co. in Leipzig für 9 M. zu subscribieren.

In demselben Verlage ist ein Buch von J. Gutmayer erschienen: „Die Schachpartie. Leichtfähhlicher Katechismus, die Schachspielkunst nach neuer Methode schnell, gründlich und bequem zu erlernen“ (228 Seiten, 4 M.). Inwiefern dem obigen Versprechen Rechnung getragen ist, ersehe man aus folgendem. Das Buch enthält keine einzige Eröffnungsanalyse, nicht einmal eine Klassifikation, Liste oder Nomenklatur der Eröffnungen. Ebenjowenig ist über das Gebiet des Endspiels irgend etwas Nennenswertes enthalten. Dem Partienteil sind nur 33 Seiten gewidmet: etwa 60 ganz kurze und uralte Partien, teilweise ungenannter Personen. In der Glossierungsart folgt der Verfasser einer Methode, die durch Dr. Tarrasch aufgenommen ist und die zu Zwecken der leichten Unterhaltung des Lesers durchweg in Redensarten, fast ohne Schachnotationszeichen, besteht. Um einmal auch unseren Lesern eine derartige Tarrasch-artige Glossierungsmethode praktisch zu demonstrieren, entnehmten wir dem Buche folgende, an und für sich nicht uninteressante, lebhaftige Partie mitsamt den Glossen. (Wortgetreu.)

Schottisch.

Mac 3u1.	Kollisch.	die schwarze Rochade, da sonst D×g7+.
1. e2-e4	e7-e5	10. Dh4-e7
2. Sg1-f4	Sb8-c6	Rückkehr vom Deutezug.
3. d2-d4	e5×d4	11. 0-0-0
4. Sf3×d4	Dd8-h4	12. f2-f4
Dieser Deutezug ist abel angebragt. Besser mobilisieren!		Bauernopfer, um die Dame in schlechte Stellung zu zerrn und zu sinnlosen Zügen zu zwingen.
5. Sb1-c3	Lf8-b4	12. Dg5×f4+
6. Dd1-d3	13. Lc3-d2
Der Kampf um den e-Bauern ist während entbrannt.		Df4-g4
6. Sg9-f6		Der Springer ist gefesselt, kann den Läufer nicht schlagen.
7. Sd4×e6	d7×e6	14. Dd4-d8+
8. Le1-d2	Lb4×c3	Damenopfer. Ein Mätgebande: Exposition des Königs!
9. Ld2×c3	Sf6×e4	Rattkombination.
Nun hat er den Bauern erobert; aber seine Stellung ist offen, Angriffen zugänglich.		14. Ke8×d8
10. Dd3-d4	15. Ld2-g5+
Dockt den f-Bauern und hindert		Kd8-e8
		Er kann sich nur durch Flucht von beiden Schach retten.
		16. Td1-d8+

Es gibt Leser, denen die obigen „Schachreden“ in den Glossen gefallen werden. . . . Unser Geschmack ist es, offen gestanden, nicht! . . .